

Illustriertes Unterhaltungs-Blatt

Wochenbeilage zum
General-Anzeiger

Nr. 15 1924

Der Sonderling.

Roman von A. Latt-Felsberg.

(Fortsetzung.)

2.

Der Fremde, der auf der Station gleichzeitig mit den Damen den Zug verlassen hatte, fuhr mit seinem leichten Gefährt in flottem Trabe dem Schlosse Schönburg zu. Es war eine mittelgroße, kräftige Gestalt mit einem ausdrucksvollen Kopf, der Energie und Geist bekundete. Er trug einen kurzen hellbraunen Schnurrbart und ganz kurz geschorene Haare, sein starker, sonnengebräunter Nacken war leicht nach vorn gebeugt; die großen, starken Büge des Gesichts kontrastierten lebhaft mit dem feinen Munde, der frisch und rosig wie ein Frauenmund war; seine klaren Augen wechselten in der Farbe vom hellen Grau bis zum dunklen Blau. Er mochte Mitte der dreißiger Jahre sein.

Jetzt hing sein Blick träumerisch an den Umrißen des in der Ferne sichtbar werdenden Schlosses, das von einer Anhöhe herab den Blick in die Ebene beherrschte. Ein warmer Strahl leuchtete in seinen Augen auf, fast schien es, als ob ein leichtes, belustigtes Lächeln um seinen Mund flog. „Sind schon Fremde im Schlosse?“ wandte er sich fragend an den Kutscher.

„Nein,“ antwortete derselbe, „der Herr Doktor sind der erste Sommergast; die übrigen Herren werden erst im Herbst zur Jagd erwartet.“

„So, und der Herr Graf?“

„Der Herr Graf kommt nie selbst, er schickt die Gäste und läßt dann seinen Neffen, den jungen Grafen Schönburg, den Herrn Leutnant, die Honneurs des Hauses machen. So ist's auch in diesem Sommer. Aber so früh kommt niemand sonst, erst zur Jagd. Prachtvolle Jagd, Herr Doktor!“

„Ist ein schöner Forst, alter Bestand, kann mir's denken.“
„Ja, Herr Doktor, ein Prachtwald, unser aller Stolz; aber Holzdiebe gibt's. Drüben, in dem armseligen Neste Felden, da wohnen die Kette, die in der Nacht wie die Raken heranschieben und sich ihren Wintervorrat maufen. Gestern haben sie einen erwischt, die Förster, und festgesetzt; es war gar arg, wie

er's trieb; einen ordentlichen Holzhandel hat er sich angelegt von dem gestohlenen Holze.“

„So, aber der Forstwart und seine Gehilfen sind doch da?“
„Gewiß sind sie da. Sie tun auch ihre Schuldigkeit, aber der rechte Trieb ist es doch nicht, wenn nicht ein Herr da ist, der sich um Forst und Feld und Schloß bekümmert und seine Freude daran hat. Sehen Sie, Herr Doktor,“ fuhr der gesprächige Rosselenter fort und ließ den Pferden die Zügel, „unserer will auch wissen, wem er dient, und daß der Herr Graf gar nicht kommt, das tut uns leid; dann wäre doch ein rechtes Leben hier wie früher. In meiner Jugend, Herr, — da war es anders. Der hochselige Herr Graf und seine Gemahlin, der Junker und die kleine Komtesse Dora lebten hier, und das war ein Lachen und Scherzen und ein so glückliches Familienleben. Sehen Sie, Herr Doktor, so müßte es wieder werden. Aber der Herr Graf hat, so scheint es, das Heiraten verschworen, wir warten nun schon Jahre und denken, endlich muß er doch kommen und eine junge Herrin bringen, und Leben ins Schloß, Kinderlachen und Jubel. Das geht über all das Jagdvergnügen, das die vornehmen Herren sich hier machen. Der Herr Leutnant — aber — ich will nur schon schweigen —“, schloß der Alte mit einem plötzlich finstern Gesicht, hieb wütend in die Luft mit der Peitsche, seinen Unmut dadurch andeutend, daß es nicht so auf Schönburg war, wie er es wünschte.

Immer näher kamen sie dem Schlosse, so daß der Fremde genau die Bauart erkennen konnte, die in reinem Renaissancestil gehalten war. Ein mächtig großer Bau war es nur, mehr

für eine große Familie berechnet, als zur Aufnahme zahlreicher Gäste. Ein schöner, gut gepflegter Park umgab denselben. Die breiten Kieswege führten hier und da zu kleinen Gartenhäuschen, die vereinzelt lagen, sauber, zierlich wie Puppenhäuser, jedes nur drei oder vier Räume enthaltend. Es waren die Wohnungen für Fremde, alle in verschiedenster Art eingerichtet, wie der redselige Kutscher dem Ankömmling erzählte.

„Der Herr Graf schickt jedes Jahr große mächtige Kisten aus aller Herren Länder, und jedes der kleinen Häuser ist nach dem Brauch der Ausländer eingerichtet. Schön ist es, Herr Doktor,



Das Friz Reuter-Denkmal in Neubrandenburg. (Mit Text.)

Sie sollen sich wundern, und der Herr Graf hat angeordnet, daß Sie in Japan wohnen sollen; so nennen wir es, da doch einmal alles so ist, wie die Japaner es haben. Schöne Dinge, kunstvoll gearbeitet, so viel versteht man auch davon, und teuer, furchtbar teuer, denn die Kisten waren sehr hoch versichert.“

„So — so — also in Japan soll ich residieren“, lächelte Doktor Justus, der Freund des Grafen Schönburg, der sich einige Zeit im Schlosse aufhalten wollte und auf Anordnung des Majors als sein Gast betrachtet werden und dort alle Annehmlichkeiten genießen sollte, als wenn der Herr des Schlosses selbst anwesend wäre.

Der Kutscher bog von der breiten Allee, die hinauf zum Schlosse führte, gleich ab, als er das Durchfahrtstor passiert hatte, lenkte durch den Park, um dann vor einem der kleinen Häuser zu halten. „Nun sind Sie in Japan, Herr Doktor, da drüben ist Griechenland, und dann kommt Agypten. Sie werden das alles noch kennen lernen, und gefallen wird es Ihnen schon hier.“

„Hoff's auch, Alter“, nickte zustimmend Doktor Justus, behende vom Wagen springend; er rechte und dehnte seine kräftige Gestalt und begrüßte freundlich den Verwalter des Schlosses, der ihn hier erwartete und im Namen des Grafen willkommen hieß.

Man wählte im Schlosse, daß Doktor Justus der Arzt sei, der den Grafen Schönburg auf einer langen Reise im Orient begleitet hatte, und hoffte, daß derselbe einträte, wenn der Graf sich vermählen und das Familienschloß bewohnen würde, sich ebenfalls in der Nähe oder im Schlosse niederlassen werde, und daß so dem dringenden Bedürfnis nach einem Arzte in der Gegend abgeholfen sein würde.

Einem Augenblick stand der Doktor sinnend. Er überblickte den Teil des Parkes, der sich hier vor ihm ausdehnte und einen schönen Blick auf das Schloß gewährte. Dasselbe hob sich aus dem dunklen Laubwald, der ihm als Hintergrund diente, gar vorteilhaft ab, ein schönes landschaftliches Bild, welches, vom Schein der untergehenden Sonne beleuchtet, die mannigfaltigsten Reize bot. „Es ist doch schön hier“, sprach leise der Arzt; beinahe schmerzlich zuckte es in seinem Gesichte, dann wandte er sich rasch und schritt in das kleine Haus, dem Verwalter voran.

„Ich habe alles nach der Zeichnung des gnädigen Herrn geordnet“, sagte dieser und schob die schweren seidnen Vorhänge zur Seite.

„Sie haben es gut gemacht, kleine Änderungen werde ich noch vornehmen.“ Es klang kurz, und ein leichtes Neigen des Kopfes bedeutete dem Verwalter, daß der Gast seines Herrn allein zu sein wünschte. Jener verbeugte sich und verließ nachdenklich das kleine Haus. Es war etwas in der Art des Fremden, in seinem Blick, dem Ton seiner Stimme, was dem Verwalter auffiel und worüber er sich doch nicht klar werden konnte. War es die Ähnlichkeit mit irgendeiner Person, die ihm bekannt war, oder war es nur das Gebietende, was aus den Gebärden des Arztes sprach, die nicht Herrschsucht, aber eine gewisse Höhe ausdrückten, wie sie vornehmen Naturen eigen ist, welches Standes sie auch immer sein mögen.

Doktor Justus blickte prüfend in dem kleinen Raum umher. Kostbare, durchwirkte Seidenstoffe bekleideten die Wände. Die Teppiche, die schweren Seidendecken, mit wundervoller Stickerei verziert, welche die Gestalten japanischer Frauen und sagenhafter Tiere darstellten, die köstlichen kleinen Gegenstände, wohl bestimmt zum Gebrauch eines Fürsten, alles dies waren echte Kunstwerke eines Volkes, das in seinem Sonnenlande so ganz andere Anforderungen ans Leben stellt als wir Europäer.

Doktor Justus' Blick schweiften befriedigt über den Raum; ein leises Lächeln zuckte um seinen Mund, als er an der einen Wand das in Seidenstoff gewirkte Bild einer Japanerin gewahrte. „Sie sind doch Weiber wie alle Weiber, ob im Süden oder Westen, gefallsüchtig, kokett und treulos.“ Das letzte Wort klang verächtlich, bitter, als ob die Erfahrung ihn zu diesem Aussprüche ganz besonders berechtigt habe. Ein Diener kam und fragte nach seinen Befehlen.

Doktor Justus gebot, die Abendmahlzeit ihm auf der Schloßterrasse zu servieren, schüttelte dann den Staub der Reise von sich und erschien bald im eleganten, aber einfachen Promenadenanug.

Von der Schloßterrasse bot sich ein schöner Blick über die tieferliegende Ebene bis hinüber nach Feldern, dessen halb verfallenes Herrenhaus, von mächtigen, alten Bäumen um-

geben, über all die kleineren Häuser des Dorfes hervorragte. Doktor Justus hielt lange genug den scharfen Krimstecher vor die Augen. Trostlos sah es dort drüben aus, wo die drei Frauen heute ihren Einzug gehalten, wie er aus ihrem Gespräch im Coupé erfahren hatte. Mit gesundem Appetit genoß der Arzt dann seine Abendmahlzeit, die vortrefflich zubereitet war; die Köchin hatte mit sichtlicher Freude ihre Tätigkeit für den Gast ihres Herrn aufgenommen. Man munkelte in der Küche, daß der Doktor Justus wohl vorausgeschickt sei, daß der Herr Graf bald selbst kommen werde. An der Schönheit des aufdämmernden Abends sich freuend, ließ der Arzt seine Blicke über die Talebene schweifen, über grüne Wiesen, wogende Felder, über Gärten mit bunter Blütenpracht und den schönen dunklen Wald.

Die Kunde von der Anwesenheit des Arztes auf dem Schlosse hatte sich alsbald verbreitet im Dorfe Schönburg und dem Nachbarorte Felden. Als am anderen Morgen Doktor Justus aus seiner kleinen Behausung dem Schlosse zuschritt, wurde ihm gemeldet, daß eine Anzahl Dorfbewohner seiner harreten, um ihn zu bitten, zu ihren Kranken zu kommen.

Sofort ging er in das Vorzimmer, in welchem die Leute seiner warteten. Ruhig hörte er jeden einzelnen an und versprach auch jedem, zu kommen. Erleichtert aufatmend entfernten sich die Leute; sie glaubten ihre Kranken schon gerettet, weil endlich ein Arzt in der Nähe war, den sie so schwer vernimmt hatten. Vertrauen flößte er ihnen allen ein, der neue Doktor. Wie ein rechter Helfer in der Not erschien er denen, die seiner harreten. Er spendete Trost und Hilfe in reichstem Maße unter der armen Landbevölkerung, die sonst meist zu spät zu dem entfernt wohnenden Arzt kam und so dem Tod eine reiche Ernte bot, wozu besonders die Kinderwelt ihr großes Kontingent stellte.

Wie selten ein Arzt, so durfte er befriedigt sein durch das Vertrauen, welches die Kranken und ihre Umgebung ihm entgegenbrachten. Das Bewußtsein der Kraft, der Stärke lag in der Ruhe seines Auftretens und teilte sich denen mit, die auf ihn hofften.

„Das ist ein rechter Arzt“, tönte es heimlich hinter ihm, „so gut hatten wir noch keinen.“ Dieser Ruf eilte ihm voraus, drang auch zu den Armen nach Felden, die noch nie auf eigene Kosten einen Arzt für ihre Leiden zu rufen imstande gewesen waren, und der Armen-Doktor kam weit her und meist zu spät.

Am Abend des ersten Tages, den Doktor Justus auf Schloß Schönburg verbracht, ritt er langsam aus Felden heimwärts. Die verfallenen Häuser sahen in der Nähe tröstlos aus; die dürrigen Wiesen und Felder waren schlecht bestellt, nur ums Herrenhaus war das Land des Pächters in gutem Stande. Der verwilderte Park mit seinen hohen, schönen Bäumen verhüllte nur halb die Schäden des alten Baues dem Vorüberreitenden.

Er hatte viel Elend gesehen in der einen Stunde, die er in dem armseligen Dorfe verbrachte. Er sah nur verwitwete oder verhärmte Greise, schwache Frauen mit sorgenvollen, abgesehenen Gesichtern, welke, bleiche Kinder. Die jungen, arbeitskräftigen Männer waren seit Jahr und Tag ausgewandert, um auf einem andern Fleck von Gottes weiter Welt sich ein Heim zu schaffen, um dann die Ihren zu sich kommen zu lassen. Alle, die hier waren, lebten in der Hoffnung, daß es ihnen einmal doch besser gehen könne, wenn erst sich neues Glück in der Fremde für sie fände. Die Greise hofften nichts mehr für sich selbst, aber doch für ihre Kinder und Enkel. Doktor Justus hörte mit Rührung ihre Erzählungen an, bei denen die alten Augen zu leuchten begannen, in dem Gedanken, daß ihren Enkeln ein besseres Los beschieden sein werde als ihnen selbst. Mit Wehmut blickte Doktor Justus auf die blaffen, kranken Kinder, für die auf ein besseres Dasein gehofft wurde. Er wußte, daß manches unter ihnen hierbleiben werde, für immer geborgen auf dem sonnigen Kirchhofe zu Schönburg. Die große Armut war ein unerbittlicher Bürgengel für die kleinen Menschenknospen, die Luft, Licht, Pflege, Nahrung bedurften, um gedeihen zu können. Hier fehlte es am Besten. Sein Herz ward ihm weich, als er sah, wie zärtlich die Mütter ihre Lieblinge an sich drückten, denen sie so manches versagen mußten, was ihnen nottat. Als er gegangen, fanden die Mütter in mancher Kinderhand ein Goldstück, und sie segneten mit nassen Augen den Mann, der ihnen so gut zu helfen verstand.

„Ich hätte schon früher kommen sollen“, sprach leise Doktor Justus zu sich. Das Elend ging ihm nah, er hatte es noch nie

so geschaut, so Auge in Auge. In Gedanken verloren ritt er an der Mauer entlang, die den Park des Herrenhauses abschloß von der Landstraße.

Plötzlich hielt er sein Pferd an, blickte gespannt durch eine Lücke der Mauer, die hier zusammengestürzt war, und dadurch dem Reiter einen Blick in den Park gestattete. Eine hellgekleidete Frauengestalt bewegte sich drüben auf dem Rajen. Er kannte schon die ruhigen, vornehmen Bewegungen Gertrud Feldens, bewunderte jetzt wie am vorhergehenden Abend die Grazie des schönen Mädchens, welches sich bückte, um in einen Korb das spärliche Fallobst zu sammeln. Ein großer brauner Strohhut saß auf dem goldig glänzenden Haar, die Hände steckten in langen Handschuhen; ein einfaches helles Kleid, eine winzig kleine Schürze waren die Kleidung der Dame von Welt, die plötzlich aufs Land gebannt war, um hier zu „vegetieren“, wie sie leuzend sich eingestand.

Gertrud Felden hatte noch nie in ihrem Leben einen Tag so nützlich verbracht wie den ersten Tag in dem alten Herrenhause. Sie hatte ausgepackt, geordnet, nicht geruht, bis sie es so wohnlich gemacht, wie es mit den Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, nur möglich war. Nun war sie in den Park gekommen und fand ihre Mutter beschäftigt, das gefallene Obst aufzulesen. Schweigend nahm sie den Korb und fragte nur, als er schon halb gefüllt war: „Wozu können wir es gebrauchen?“

„Wir wollen es einkochen,“ meinte die Baronin, und ernst setzte sie hinzu: „Kind, wir wollen und müssen sparsam sein, dann halten wir es hier schon aus.“

Ein bitterer Zug glitt über das schöne Gesicht Gertrud Feldens. Sie strich mit der Hand über das einfache Kattunkleid und dachte an ihre eleganten Toiletten, die in den Schränken hingen. Auch diese sollten geparkt werden, um noch nach Jahrzehnten zu besonderen Gelegenheiten wieder ans Tageslicht zu kommen, altmodisch, lächerlich, wie sie selbst dann wohl war. Sie biß die weißen Zähne in die schwellenden Lippen. Unerträglich erschien ihr das Los, ein armes, altes Mädchen zu werden. Hastig bückte sie sich, hob das Obst auf und warf es in ihren Korb.

Doktor Justus erschien das Mädchen wunderlieblich in dieser Beschäftigung.

Ob sie den Blick der Bewunderung, der an ihrer Gestalt haftete, fühlte, daß sie nun wie suchend sich umblickte? Doch wahrte sie den Reiter nicht, der langsam weiterritt, fürchtend, sein indiskretes Anblicken könnte ihr peinlich sein.

Lange beschäftigten sich die Gedanken des Arztes mit der jugendlichen, schönen Mädchenercheinung. Das ruhige, stolze Gesicht zog ihn mächtig an, die herbe Jungfräulichkeit, die auf demselben lag, weckte in ihm ein unbestimmtes Verlangen, dem er keinen Ausdruck zu geben vermochte, das aber doch ein Lächeln um seinen Mund zauberte, dessen er sich selbst nicht bewußt war.

Nach Schönburg zurückgekehrt, ging er durchs Schloß von Zimmer zu Zimmer, von Saal zu Saal. Lange stand er vor einem der Bilder, das in der Ahnenreihe der Schönburgs hing.

Das Bild war ein liebliches Frauenantlitz mit blonden Locken und herrlichen, sanften Augen und einem Mund, der so schön wie der seine war.

Betroffen stand Justus da; er entdeckte eine Ähnlichkeit, welche ihn staunen machte. Dies Frauenantlitz mit den weichen, edlen Zügen, den zärtlichen Augen schien in dem Mädchen wieder von neuem aufzuleben, das er gestern im Eisenbahncoupé kennen gelernt hatte. „Seltsamer Zufall“, dachte er, und weich setzte er hinzu: „Rose, es soll dein Schade nicht sein, daß du ihr ähnlich siehst, als wärst du ihre Tochter.“ Ein langer, liebevoller Blick traf das Bild noch, dann wandte sich Justus ab, eine Träne im Auge zerrückend.

Er mußte die Frau sehr geliebt haben, denn nochmals wandte er sich um und blickte auf das Frauenbildnis, dessen Augen ihm nachblickten, und das sich jetzt aus der Ferne so plastisch aus dem Rahmen hob, als ob plötzlich Leben in die feinen Glieder gekommen wäre. Das Bild, von einem der ersten Meister gemalt, wirkte überwältigend auf Justus. Mit raschen Schritten kehrte er zurück, und leise Worte entschlüpften seinen Lippen, er sprach mit der schönen Frau, die er längst als eine Tote beweinte, als ob sie noch lebte. Endlich riß er sich los. „So rein, so edel, so lieblich wie sie gibt es nie mehr ein Weib!“ flüsterte er vor sich hin, als er draußen stand auf der Terrasse des Schlosses, und der frische Abendwind um

sein erregtes Gesicht wehte. Überwältigende Erinnerungen lebten in ihm auf und trieben ihn fort aus dem Schloß und dessen Umgebung.

Der Diener führte den gefalteten Brauen vor, rasch schwang sich Justus auf denselben, gab dem Tiere die Sporen, daß es in flottem Trab davonjagte durch den Park, dem Walde zu. Freier atmete seine Brust, die eine beklemmende Sehnsucht befallen wollte nach einer vergangenen, schönen Zeit. Stundenlang ritt er durch den Wald, der teils zu Schönburg gehörte, teils königliches Eigentum war. Von weitem leuchtete das kleine weiße Haus des Forstwarts zu ihm herüber. Unerwartet hielt er einige Minuten. Die Waldlichtung, welche sich vor seinen Blicken aufst, gehörte nicht mehr zum Besitze der Schönburgs. Er entsann sich nicht, jemals diesen Platz im Walde gesehen zu haben, der ihn annütete wie eine Stütze aus einem Märchen. „Es war einmal ein kleines, weißes Haus“ — dachte er lächelnd, „so könnte das Märchen anfangen, in dem Feen und Kobolde eine Rolle spielten.“ Langsam ritt er weiter und hatte bald den Saum des Waldes erreicht.

Vor ihm breitete sich ein flacher Talkessel aus mit wogenden Feldern und grünen Wiesen, von einem hellblühenden kleinen Gewässer durchzogen.

Ein einfaches Landgut mit mächtigen Scheuern und Mästen lag inmitten der Landschaft. Der Blick war nicht malerisch schön, der sich hier bot, aber er zeigte ein fruchtbares, gut besetztes Stück Land, das seinem Besitzer prachtvolle Ernte bot.

Zwischen dem Arbeiter auf dem Felde ritt Herr von Werden hin und her, überall nach dem Rechten sehend.

Doktor Justus ritt langsam vom Waldsaum hinab.

Herr von Werden kam ihm entgegengeritten; neugierig, wer der Ankömmling sei, blickte er forschend zu ihm hinüber. „Ah, — mein Herr Reisefahrte“, sprach lebhaft der Gutsbesitzer.

„Und einstuweiliger Nachbar“, ergänzte der Arzt und stellte sich Werden vor, gleichzeitig Grüße von seinem Freunde, dem Grafen Schönburg, bestellend.

„Denkt der Graf noch an uns? Ich glaube, er hätte längst Schönburg und die ganze Nachbarschaft vergessen. Seien Sie mir willkommen als sein Abgesandter und Freund.“

Der ältere Herr streckte Doktor Justus die Hand hin, die dieser lebhaft ergriff und herzlich drückte.

„Nun sagen Sie mir einmal, lieber Doktor,“ begann Werden, „wo steckt denn der Graf, und was treibt er, daß er gar keine Zeit für seinen Besitz hat? Ich hörte einmal, daß er wegen einer unglücklichen Liebesgeschichte die Heimat verlassen habe, ein Globetrotter geworden sei. Es ist wirklich nicht Neugierde, sondern lebhaftes Interesse, welches mich diese Frage stellen ließ.“

Doktor Justus' Züge wudten abweisend. „Ich glaube, mein Freund wünscht nicht, daß man darüber spricht. Sagen wir also, Wissensdurst hat ihn durch die halbe Welt gejagt; das andere wird er ihnen selbst erzählen, wenn er kommt.“

„Also, er hat die Absicht, endlich zu kommen, das ist ja prächtig! Ich denke noch mit Freude an den lieben Jungen, der als Knabe manchmal hier herübergeritten kam. Ein feinfühlig, prächtiger Mensch versprach er zu werden, ist er das?“

„Er ist mein einziger, bester Freund,“ lächelte Doktor Justus, „und von einem solchen darf man nicht sprechen, weil es ist, als ob man von sich selbst Gutes sagen sollte; aber ich glaube, er hat sich Mühe gegeben, immer das Rechte zu tun. Ob dies nun das Richtige war, weiß ich nicht.“

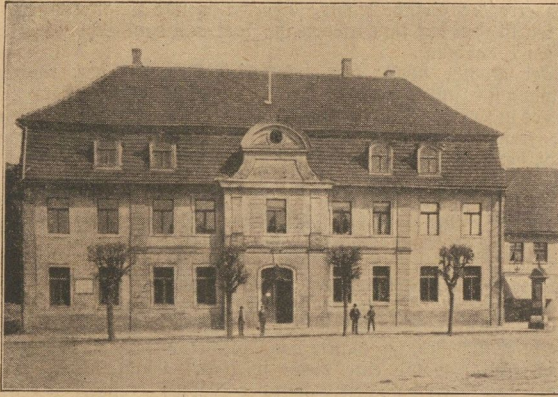
(Fortsetzung folgt.)

Ein Wiedersehen.

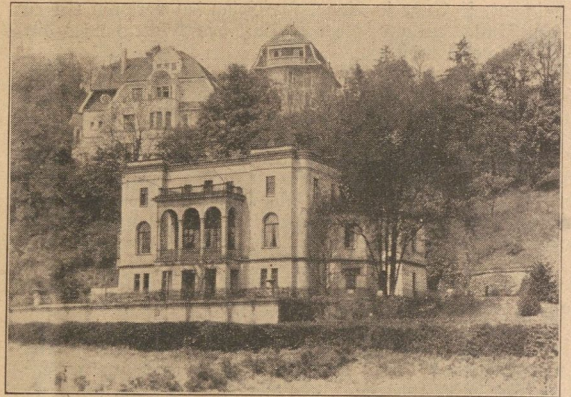
Von E. von Dörzen. (Nachdruck verboten.)

Das war ein Hochzeitstag! Der Himmel rein und wolkenlos, die Erde noch feucht besprengt und im ersten Anhauch des Frühlings erschimmernd, das Meer im Feittagsgewand in lichtem Blau mit kristallklaren Schaumkronen, blühenden Perlen geziert, in wiegender, tanzender, freudiger Bewegung und dabei die Luft so still, daß man den wütenden Sturm der Nacht vergessen mußte.

Und nun kamen schon die ersten Wagen, blumengeschmückt mit blankgeputzten, flottrabenden Pferden, hin und wieder ein Feitschentall, ein Fauchzen, ein Aufladen. So ging es donnernd vom Westdorf her über die Brücke an den weißen



Friß Reuters Geburtshaus in Stavanger. (Mit Text.) [Atlantic.]



Villa Reuter in Eisenach, wo Reuter starb. (Mit Text.) [Atlantic.]

Häuserchen des Ostdorfs vorbei, die sauber in ihren Gärtchen längs der Düne aufgebaut waren.

Im letzten der Häuser hatte unter der niederen Tür, auf die das dicke warme Strohdach fast hinabreichte, eine ältliche Frau in Werktagskleidung gestanden, die tiefdunklen Augen in dem kleinen fahlen, festgeschnittenen Gesicht mit finstrem, starrem Blick vor sich hingerrichtet.

Als der erste Wagen auf die Landstraße einbog, die dicht an der Haustür vorüberführte, da hob die Frau den Kopf stolz, verächtlich, die Lippen fest aufeinandergedrückt.

Krachend fiel die Haustür hinter ihr zu, daß es auf die Straße hinaus und durch das ganze Haus hindurchschallte; und eine Minute später schon konnten die Nachbarn die alte Frau im Gärtchen vor der Hintertür knien sehen, so

emsig Unkraut austaufend, als beschäftigte sie in der Welt nichts anderes.

Als der Widerhall der gewaltfam zugeworfenen Tür in der

großen Diele verflang, war es ganz still im langgestreckten Hause. Aber dann, als der erste Wagen vorbeirasselte, da tönte es aus der kleinen Kammer links wie ein Schluchzen, das sich nicht herauswagen darf aus schwerbedrückter Männerbrust und wie ein leise klagendes Weinen, das aus jungem betäubten Herzen dringt.

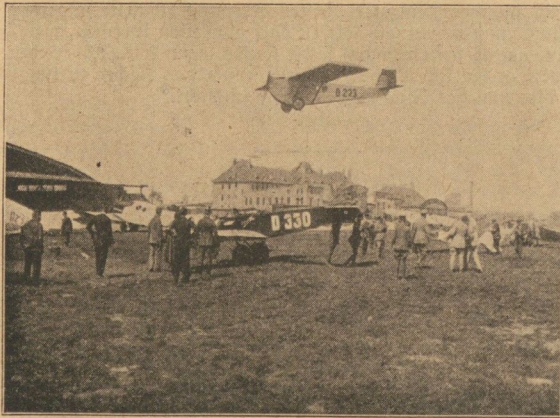
Dort hinter der Gardine, versteckt vor Blicken, die von draußen hätten hereindringen können, stand ein ergrauerter Mann, dessen

fräftige Riesengestalt wohl nicht allein das Alter so tief beugte, und neben ihm ein noch sehr junges Mädchen mit zarter Gestalt und von zarten Zügen, die jetzt tränenüberström

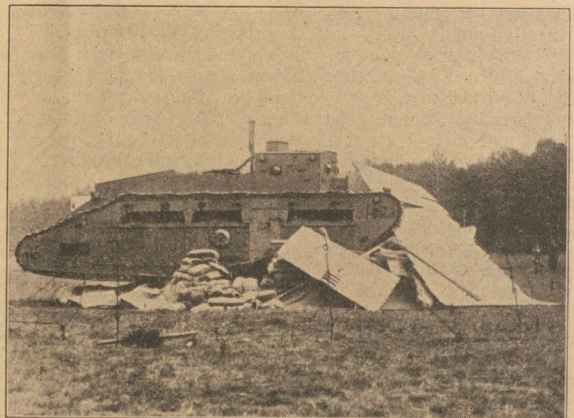


Der Dom in Linz nach 60jähriger Bauzeit vollendet.

Das Stadtbild von Linz nach Vollendung des neuen Doms (rechts), der hoch über die Dächer emporragt. Im Hintergrunde links die alte Dom- (Sznatius-) Kirche mit den beiden Türmen.

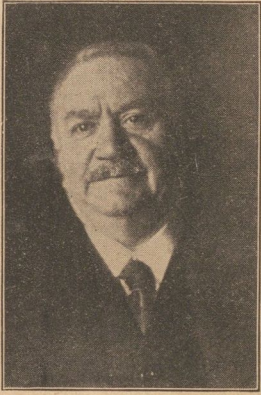


Erster deutscher Kleinflugzeug-Wettbewerb in Devau bei Königsberg. Während des Wettbewerbes auf dem Flugfeld in Devau. [Ruge, Berlin.]



Von den englischen Tankmanövern in Aldershot. Der Tank nach Überrennen des aufgebauten Hindernisses. [Ruge, Berlin.]

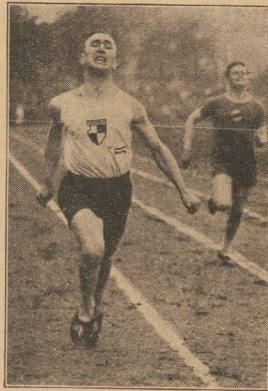




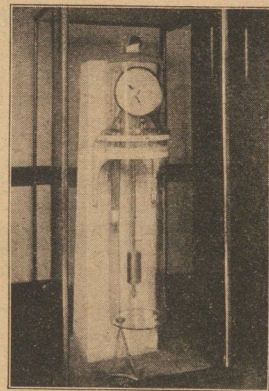
Der frühere Senatspräsident Doumergue
wurde zum Präsidenten der französischen Republik gewählt. [Atlantic.]



Admiral v. Schröder,
im Kriege kommandierender Admiral des Marineteils (Zosbrügge), feiert am 17. Juli seinen 70. Geburtstag. [Atlantic.]



Sprintermeister Houben, Crefeld,
der deutsche Meister im 100 und 200 Meterlauf, lief anlässlich eines Sportfestes in Düsseldorf am 9. Juni 100 Meter in der Rekordzeit von 10,5 Sekunden. [Atlant.]



Eine Uhr, die der ganzen Welt die Zeit verkündet.
Drei dieser Exemplare befinden sich im Marino-Observatorium zu Washington. [Mit Text.] [Atlantic.]

waren. Die alte Brust hob und senkte sich aufschluchzend wie die junge, und so standen die zwei aneinandergelehnt und chauten ungesehen auf die stille junge Braut, die Schleierum-

Und im Garten dahinter kniete die Mutter, ihre harten Hände zogen das Unkraut aus, eifrig, rastlos, — es mußte einen hübschen Haufen geben, wenn sie so weiterarbeitete den



Ein berühmter Künstler bei der Arbeit.

Ein eigenartiges und prägnantes Bild, welches den berühmten Berliner Künstler Bildhauer Prof. Joseph Limburg beim Modellieren der Büste des Reichszanklers Mary zeigt. [Atlantic.]



Das neue Studentenheim des Provinzialvereins Berlin des vaterländischen Frauenvereins.

Ein neues Betätigungsfeld der Studentenfürsorge. [Mit Text.] [Atlantic.]

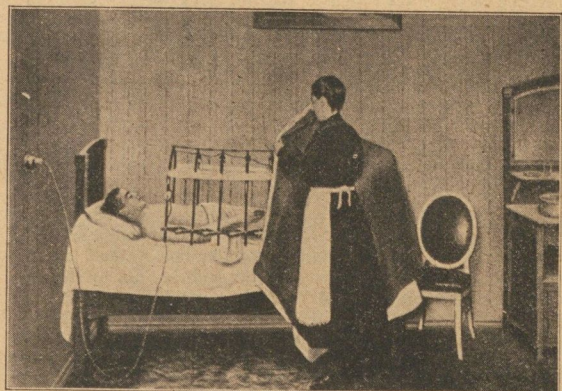
wallt und französeschmückt neben dem stattlichen Bräutigam mit dem bleichen Gesicht und dem ernsten Auge saß, dessen Brust sich auch gewaltsam hob, als sie an dem letzten Hause vorbeifuhren. Aber den Kopf wandte er nicht danach um.

Tag hindurch, und was sollte sie nicht? Heute erst recht! Denn es war ihres Lieblingsohnes Hochzeitstag. — — — — — Die Kempis im letzten Hause waren wendischen Stammes, dessen Spuren man hie und da in den Küstendörfern der Ost-



Das Zarenschloß Livadia abgebrannt.

Das prachtvolle Schloß der ehemaligen Zarenfamilie Livadia auf der Halbinsel Krim ist niedergebrannt. Sämtliche Kunstgegenstände, die einen unermeßlichen Wert darstellen, wurden vernichtet. [Atlantic.]



Das elektrische Lichtbad im Hause.

Der Apparat, ein Erzeugnis von Siemens & Halske, A.-G., der mit Steckkontakt in jede Hauslichtleitung einzufachen ist, im Gebrauch. [Atlantic.]



see findet. Die Eltern des Ehepaares hatten weder Deutsch gesprochen noch verstanden, das Ehepaar selbst sprach meist Wendisch untereinander, während es die Kinder kaum noch verstanden. Vielleicht gab diese Besonderheit, die nur wenige im Dorf noch mit ihnen teilten, den älteren Kempys etwas besonders Abgeschlossenes, Herbes. Sie lebten zurückgezogen für sich in ihrer kleinen Häuslichkeit, soweit ihre Arbeit sie nicht mit den andern Fischern in Berührung brachte. Der riesige Mann sowohl wie die ebenso hünenhaften Söhne und die Tochter ließen sich willig von der schwächigen Frau mit den harten, schnellen Händen leiten. Wo Worte etwa nicht ausreichten, genügte gewiß das unheimliche Funkeln der sich jonderbar verdunkelnden Augen, das den aufsteigenden Zorn ankündete.

Aber das kam selten vor; sie taten eben alle, was sie sollten. Als Albert, der jüngere Sohn, genügend herangewachsen war, um Wilhelm, den älteren Bruder, entbehrlich zu machen, wurde diesem im nächsten Dorf drinnen im Lande eine Frau ausgesucht, auf deren Bauernhof er einheiratete. Und das tat er.

Es machte sich alles so schön und ohne Schwierigkeiten, daß es begreiflich war, wenn die Mutter gleich zur Wahl der zweiten Schwiegertochter schritt, die ihrerseits in die Familie Kemp einheiratete und den alternden Eltern eine Hilfe sein sollte. Und dann sollte die Reihe an Jda, die Tochter, kommen.

Im Spätherbst war Wilhelms Hochzeit auf dem großen Bauernhof gewesen und gleich darauf legte sich der Winter hart und dunkel fest über das Land. Die große Brücke, welche im Sommer das Ostdorf mit dem Westdorf verband und den zahlreichen Fremdenverkehr vermittelte, war wie alljährlich abgebrochen. Nur auf beträchtlichem Umwege, die Brücke am anderen Ende des langgestreckten Dorfes benutzend, konnte man über den Fluß gelangen, oder auf dem gefährlichen Wege über die schwimmenden Eischollen hinweg, ein Weg, der natürlich von allen Müttern verboten und von allen Jungens bedorjzt wurde.

Im Kempyschen Hause saß man beim Abendbrot in der weißgetünchten schmudlosen Stube jezt immer schweigsam beisammen. Die Tochter saß ängstlich drein, der Vater halb verlegen, in den Augen der Mutter funkelte das unheimliche Licht, das jeder kannte und fürchtete, und in Alberts großem stillen Gesicht lag so etwas wie eine verborgene Unruhe.

Er aß wenig und wie gezwungen, und dann stand er mit einem Ruck auf, nahm seine Mütze von der Wand und polterte mit dem schweren Schritt eines langen unbedolfsenen Menschen auf die Diele und zum Hause hinaus.

Die Eltern aßen weiter, als hätten sie nichts gemerkt, aber wenn Jda sich verstoßen nachschlich, dann konnte sie, sobald Mondschein war, von der Haustür aus die große, dunkle Gestalt auf dem Fluß sehen, wie sie gewandt ihren Weg fand über schwarze, murmelnde Wasser hinweg, von einer blinkenden Eischolle zur andern.

Dann stand das Mädchen klopfenden Herzens da, leuchtenden Auges, und wenn der letzte Sprung auf das hohe jenseitige Ufer gelungen war, dann lachte sie wohl leise auf.

Wenn's aber finstern war und sie nur den dumpfen Hall der eisenbeschlagenen Stiefel hörte, die auf das Eis niedertrachten, dazwischen das Aufspritzen des Wassers, dann stand sie da mit verhaltenem Atem, die Hände vor die Brust gelegt und spähte ins Dunkel hinein und lauschte angstvoll, ob nicht ein Ton kommen würde, der ein fürchterliches Unglück verriet. Wo ging er hin? Allabendlich zu Marie — ja zu Marie, der Tochter des armen Büdnern, der eine große Schar Kinder besaß und nur ein einziges Pferd.

Diese Geschichte spielte schon seit dem Sommer, wo Albert das Mädchen auf einem dörflichen Tanzfest kennengelernt hatte. Es war eine entsetzliche Scene gewesen, als seine Mutter ihm zuerst Vorhaltungen darüber machte, ihre Augen sprühen, und dabei zuckten und flogen ihre Hände, als wollte sie ihm ins Gesicht fahren. Und er stand ganz still vor ihr mit starrem, betrübtem Gesicht, er sagte kein Wort zu seiner Entschuldigung, kein Wort, das andeutete, er bleibe seinem Vorsatz getreu. Aber er nahm nach wie vor alle Abend seine Mütze und ging in das bescheidene Häuschen jenseits des Flusses.

Nichts hatte die Mutter mehr erregen, mehr erbittern können, als sich machtlos zu fühlen diesem strammen Willen gegenüber; sie versuchte noch mehrmals ihn zu beugen, durch Überredung und Versprechung, durch wilden Zorn und Drohung,

und schließlich erreichte sie nur, daß sie durch andere Leute erfuhr, ihr Albert habe das Aufgebot bestellt. Dann kam er und bat, seine Verlobte den Eltern zuführen zu dürfen, er bat so sanft, so traurig und so hoffnungslos, der einst so muntere Bursche, daß die Tränen des alten Vaters unaufhaltjam flossen. Aber jagen durfte er nichts.

Die Mutter sagte desto mehr böse, häßliche Worte, die sich einbrennen in die Seele für Lebenszeit.

Und damit war es aus.

Der Sohn packte seine Habseligkeiten zusammen und ging. Er wohnte seither bei seinem künftigen Schwiegervater.

Und heute war sein Hochzeitstag.

Von da an verlief das Leben im letzten Hause eintönig und arbeitsreich, dem Alberts Kraft und Fleiß fehlten überall. Man sah ihn nicht mehr, und es wurde nicht mehr von ihm gesprochen. Der ältere Sohn kam öfters einmal angefahren, als der Sommer die Wege freimachte. Wenn der Hufschlag von den zwei flinken Bräunern erklang, und der blißblanke neue Wagen vor der Tür hielt, dann blickten auch Frau Kempes trübe Augen wieder auf, aber der alte Vater blieb gebeugt wie immer, und auch Jda ging gedrückt wie sonst einher.

Am einem sehr heißen Tage war die Alte in den Wald gegangen, der die hohe Düne betränzte. Im dichten Moos standen Wilze. Immer tiefer verlor die Alte sich in das Dickicht, sich bückend und erhebend bei ihrer Ernte. Auf der andern Seite des niedrigen Brombeerbüsches, vor dem sie jezt sammelnd kniete, knackte und rauschte es, und als sie sich aufrichtete, richtete sich auch drüben etwas auf. Ein langer Mann mit ernstem Gesicht. Und dann begegneten sich die Augenpaare, in der ersten Ueberraschung eins sich in das andere versenkend.

Wie unwillkürlich streckte er die Hand aus, die große verarbeitete Hand, und ein Laut kam von seinen Lippen, der aus tiefstem Herzen drang. Aber die Mutter wandte sich kurz ab und ging mit ihrem Korbe quer durch den Wald dem Dünenrande zu.

Am Ausgang des Waldes blickte sie noch einmal hastig zurück. Da sah sie ihn auf dem Wege nach dem Dorfe gehen mit müden Schritten in der glühenden Mittagssonne. Ein großes Bündel dünnen Reisigs trug er auf dem Rücken. Da lachte sie im grimmigen Hohn kurz auf.

Von dieser Begegnung erfuhr niemand etwas.

Wieder kam der Winter früh ins Land, diesmal mit sanften, lautlosen Schneefällen, die alles harte weich einhüllten und Unebenheiten zudeckten. Das Eis hatte schon wieder eine Brücke über den Fluß geschlagen, aber aus dem Kempyschen Hause betrat sie niemand mehr, um den Weg nach dem so nahen Westdorf zu finden.

Der Abend dämmerte schon, das alte Ehepaar saß, Reize strickend, auf der großen verräucherten Diele, in der das Küchenfeuer flackerte und tanzte.

Da ging die Außentür auf, der Wind kam hereingeflogen und wirbelte Schneeflocken vor sich her, und nun trat der Pastor ein. Seine kleine kräftige Gestalt war ganz mit Schnee bedeckt da, wo er irgend haften konnte, das machte sein volles rotes Gesicht noch frischer, seine schwarzen, blanken Augen noch lebendiger aussehen.

„Grüß Gott, ihr Leute“, rief er, daß es widerhallte, und dabei schüttelte er sich und stampfte, daß der Schnee stob.

Die beiden Alten gingen ihm gelassen entgegen und geleiteten ihn in die warme Stube, wo der Kachelofen glühte. Jda, die schon Lebensart hatte, half ihm den Schnee abklopfen und stellte einen sorglich abgewischten Stuhl für ihn hin.

Nun setzte er sich, glühend von überstandener Kälte, von Jugendkraft und Feuereifer.

Auch die Alten hatten sich gesetzt und wollten die üblichen Bemerkungen über das Wetter beginnen.

Aber der junge Pastor brach gleich los. „Ihr lieben Leute, ich komme heut als ein Bote des Friedens — als einen Boten Gottes seht mich an!“

Das Ehepaar hörte auf, ihn anzusehen, es blickte jezt vor sich hin.

„Ihr werdet gleich verstehen, worauf ich ziele. Von eurem Sohne Albert komme ich. Gestern habe ich sein Söhnchen getauft, ein zartes Kind — die Mutter hat zu schwere Sorgen getragen vorher, aber Gott kann es am Leben erhalten. Es ist in seiner Hand — euer Entelkind!“

Er betonte diese Worte lebhaft, dann schwieg er und sah die beiden Alten so durchdringend an, als es ihm nur möglich. Sie saßen, die Hände im Schoß, unbeweglich da, als sollten sie photographiert werden.

„Die liebe Adventszeit naht wieder!“ fuhr der kleine Pastor mit erneutem Eifer fort, ganz durchdrungen von seinem Anliegen. „Ich weiß, wir verstehen uns! — Wenn ihr nun so das Wort hört oder lest: Eure Lindigkeit laßt kund werden allen Menschen, der Herr ist nahe — woran denkt ihr denn da zunächst, ihr lieben Alten?“

Die lieben Alten schwiegen weiter, und das war in diesem Augenblick die richtigste Antwort. Denn als Wendenkinder hatten sie es ihrerzeit in der deutschen Schule nicht bis zum Lesenkönnen gebracht, und in das eine Stunde weit entfernte Kirchdorf waren sie selten im Leben gepilgert und nie zur Winterszeit, — da hatten sie das Wort wohl nie gehört.

Sanguinische Leute sehen Schweigen als Zustimmung an — so fuhr der Pastor unbeirrt fort: „Nun, ihr wißt, was mich herführt, und euch verlangt meine Botschaft zu hören. Als ich gestern eures Sohnes trauriges Gesicht sah, das sich nicht einmal recht aufhellte, wenn er sein Kindchen anblickte, als an dem schönen Feiertage der ganze trostlose Riß, der durch eure Familie geht, nur um so fühlbarer wurde, — da beschloß ich, meine Pflicht als Seelsorger zu tun und zu euch zu gehen mit der Mahnung: Veröhnt euch! Reicht euch wieder die Hände! Es fehlt wohl nur ein Anlaß dazu. Wir wollen nicht abmesien und wägen, auf weissen Seite die Schuld ist bei diesem Zerwürfnis, — veröhnt euch! und der Friede wird eintreten in eure Herzen und Häuser!“

Der junge Pastor war aufgestanden, er sprach mit Würde wie von der Kanzel, und mit einer Freudigkeit, wie der Glaube an die Wirksamkeit seiner Rede sie einem verleihet. Der alte Mann fing an auf seinem Stuhl zu rüden, als habe er den Eindruck, in irgendeiner Weise müsse auf diese Ansprache erwidert werden. Die Frau aber sah nicht auf, sondern sagte nur trocken und wie für sich selbst: „Wir leben ja gar nicht in Unfrieden. Wir leben ja ganz jut.“

„Wie?“ fuhr der Pastor auf, „wie? Sie leben ganz gut. Und dabei sprechen Sie Ihren Sohn nie? Sie sehen ihn nicht mal?“

„Ich seh ihn nicht?“ entgegnete die Alte noch ruhig, aber mit einem Klang im Ton, scharf wie ein frischgeschliffenes Messer. „Hab' ich ihm nich im Wald jesehn, wenn er auf Mittag noch hinläuft, wenn ordentliche Männer essen, un pucket sich dürres Holz auf so hoch er kann? — Ein Fischersohn wie der ärmste Tagelöhner? Hab' ich ihm nich beim Bau jesehn, wie er hat Sand gekarrt un Steine zueschmissen, wo seine Eltern ein Haus haben un den Stall da an, un Gartenland un auf die Düne am Wald noch Kartoffelland, wo ganz schöner Klee un Hafer aufwächst, wenn das Witterung danach ist? Ja woll? Ich seh ihn nich! — ich seh ihn woll! ganz jut seh ich ihn!“

Jetzt schwiegen alle, auch der Pastor, der den Faden verloren hatte und nicht ganz so zuversichtlich wieder begann:

„Sie sind nicht einverstanden gewesen mit der Heirat Ihres Sohnes? Sie zürnen ihm, weil er ein Mädchen ohne Vermögen gewählt hat?“

Der alte Fischer brummte etwas, wie: „So wat mag dat woll sind“, — seine Frau aber sagte, und das Scharfe in ihrem Ton wurde noch schneidender:

„Wir sind mit ihm aus'ander, weil daß er ein schlechter Sohn is, weil daß er ein ungehorfamer Sohn is, was sich jar nich nach seine Eltern lehrt. Ich such' ihm eine Frau aus, was sich für ihn und für uns paßt, ich red' schon mit die Eltern darüber, ich will schon hin, mich die Wirtschaft besehen — er lehrt sich an nichts was. Er läuft sein Mädchen nach, daß alle Leut von reden. Er weiß, was sich für ihn paßt, er ist klüger als wir alle! Ja, er! Nu muß er sich auspotten lassen, un wir dazu! — Da list er mit seiner Büdnertochter und hat nicht zu leben un muß sich quälen und geht Holz auflesen, — ja, der, der weiß sich was Feines auszufuchen, wenn er 'ne Frau sucht!“

„Die Frau soll aber brav und ordentlich sein,“ begann der Pastor, „und es gibt doch noch höhere Gesichtspunkte —“

„Unsrer anderer Sohn, der is nich so!“ brummte langsam der Fischer dazwischen, und seine Frau fuhr fort:

„Ne, der is nich so, er hatt' erst auch 'ne andre, eine Fischers-tochter mit etwas Vermögen noch, und da such' ich ihm eine Bauerstochter aus. Er mocht' ihr jar nich, aber jar nich mocht' er ihr, — nu is das nich wahr, Kemp?“

„Ja, das is wahr,“ grunzte der Gatte, — „er war erst rein verstofft, er hat mich jesagt: acht Tage hat er vor Schreck nich jeschlafen —“

„Ja, un das war wahr,“ fiel die Alte rasch ein, „dann ging er nachher hin un heirat' ihr. Na, hat der nich schön un recht an uns jehandelt, Herr Pastor? Das Mädchen, was seine Braut war jesehen, die is noch bei ihm jesehen un hat bei ihm jeweint, er sollt' sie doch nehmen. Aber so treu un beständig is er jesehen un hat sie Bescheid jesagt: Er würd' die andre nehmen, was ihm seine Eltern vorgeschlagen hätten. — Hat der nich schön un recht an uns jehandelt? Und nu list er auch so schön auf seinem Hof, un so 'ne feine Hochzeit hat er jehabt, in schierem Wein haben sich die Leut können betrinken, wenn sie wollten, — wie ganz seine Herrschaften!“

(Schluß folgt.)

Der „getaufte“ Kollegienrat.

Von Hans Runge.

Ein fast vergessenes Geschichtchen vom Fürsten Leopold von Anhalt-Deßau, im Volksmunde genannt „Der alte Deßauer,“ verdient aus meiner alten Truhe hervorgeholt und von neuem erzählt zu werden: Leopold von Deßau, der bekannte Heerführer unter Friedrich dem Großen, der Sieger von Kesselsdorf, war nicht nur ein trefflicher Soldat und erprobter Haudegen, sondern half auch dort gern aus, wo besondere Gelegenheiten im bürgerlichen Leben Mut, Entschlossenheit und tatkräftige Hilfe erheischten.

Einmal, als in Berlin ein Großfeuer wütete, das nach stundenlanger Arbeit der Feuerwehren noch nicht gelöscht war, erschien der alte Deßauer auf der Brandstelle, warf kurz entschlossen einige hindernde Uniformstücke zur Seite und beteiligte sich mit Wort und Tat an der Löschhilfe.

Als die Berliner sahen, daß der volkstümliche Deßauer mit an der Spitze stand, aus Leibeskraften pumpte und mühsig umherstehende Gaffer an die Arbeit schickte, verdoppelten sie ihre Kraft, und alsbald war die größte Feuersgefahr abgewendet.

Da ging stolzen Hauptes, Blicke befriedigter Neugierde auf die Brandstelle werfend, der Berliner Kollegienrat Färber vorbei. Vor dem im Schweiß seines Angesichts pumpenden Fürsten blieb der Herr Kollegienrat stehen.

„Gehört Er auch mit zur Bürgerfeuerwehr?“ fragte verwundert Färber, der den alten Deßauer nicht erkannte. — „Rede Er hier kein Blech! Sondern tu Er lieber ein geschickteres Werk, als Maulaffen feilhalten: helfe Er mit pumpen!“ rief grimmig der Fürst.

„Was fällt Ihm ein, Er naseweiser, anzüglicher Patron! Ich soll mitpumpen? Ich? Weiß Er vielleicht nicht, wer ich bin? Wenn Er's noch nicht an diesem Orden sieht, so mag Er's hören: ich bin der Kollegienrat... der Herr Kollegienrat Färber! — Er dreimal naseweiser Mensch, Er!“

Da ließ der alte Deßauer wutentbrannt den Pumpenschwengel fahren, ergriff einen Löscheimer mit nicht gerade klar aussehendem Wasser und goß es dem gepuderten und gewichsten Kollegienrat mit den Worten über den Kopf:

„Nun, damit Er es sogleich erfährt, wer Ihn getauft hat, es war der Fürst Leopold von Deßau, der sich nicht geschämt hat, hier die Not mit lindern zu helfen!“

Unsere Bilder.

Fritz Reuter. Am 12. Juli sind es fünfzig Jahre, daß Fritz Reuter starb. Mit ihm verlor Deutschland seinen größten Humoristen, den frischen und lebenswahren Schilderer mecklenburgischen Bauernlebens. Am 7. November 1810 in Stavenhagen in Mecklenburg geboren, verlebte er eine reiche und schöne Jugend in der kleinen Stadt, in der sein Vater Bürgermeister war und in der sich eine große Auswahl von Menschen fand, die in ihrer Eigenart getreu in die späteren Dichtungen Reuters aufgenommen wurden. Der Ratmann Herje und der Amtshauptmann Weber waren unter ihnen die bedeutendsten. Der Knabe kam später auf die Schule in Friedland, wo er seine Menschenkenntnisse in dieser Richtung noch erweiterte. In dieser Zeit taucht der Gedanke in ihm auf, Maler zu werden, und auch während seines Aufenthaltes in Parchim blieb er bei diesem Wunsche. Diese Jahre waren eine schöne Zeit im Leben des jungen Reuter, um so mehr, als auch außerhalb der Schule ein anregender Verkehr mit den Lehrern stattfand. Im Oktober 1831 ging er nach Rostock, wo er auf den Wunsch des Vaters Jura studierte, was ihm aber sehr wenig zusagte. Statt dessen hörte er Philo-

phie und tauchte ganz in dem regen studentischen Leben der Stadt unter. Ein Jahr später ging er nach Jena, und hier gab er sich so sehr den Idealen der Burschenschaft hin, daß er gezwungen wurde, die Stadt zu verlassen. Doch es war zu spät. In Berlin wurde er arretiert, und von nun an begann jene Leidenszeit Reuters, der sechs Jahre lang auf den verschiedensten Festungen herumgeschleppt, bald härter, bald milder behandelt, die Folgen dieser Zeit nie mehr verwunden hat. Endlich wurde er auf energisches Betreiben seines Großherzogs an diesen ausgeliefert und nach einiger Zeit, als sich die Aufregung gelegt, begnadigt. Doch unfertig, mitten aus einem Studium herausgerissen, unfähig, daselbe fortzusetzen, stand Reuter vor seinem zerstörten Leben. Diese Zeit, die er später in der „Stromtid“ schilderte, wird wohl nie reiflos bekannt werden. Er versuchte sich mit den verschiedensten Dingen, eine Zeittang war er Landwirt, doch konnte ihn auch das nicht befriedigen, wenn auch die Landwirtschaft seine zerstörte Gesundheit wieder herstellte. So zog er im Frühjahr 1850 nach Treptow an der Tollense und gab Privatunterricht. Im Jahr darauf heiratete er und gab seine ersten Gedichte, „Läufchen und Rimmel“, heraus. Der Erfolg war, besonders in seiner Heimat, überraschend und machte ihn schnell bekannt. Waren es doch vielfach Menschen, die jeder kannte, Ereignisse, von denen jeder wußte, die in diesen Gedichten lebendig geworden waren, und das schuf ihnen diesen großen Erfolg. Seine Freunde wünschten ihn aus der kleinen Stadt herauszuhaben und bestimmten ihn, nach Neubrandenburg zu ziehen. Hier, im anregenden Freundeskreise, entstanden in schneller Folge Reuters weitere Dichtungen, von denen ihn die „Franzosen tid“ mit einem Schlage bekannt machte. „Mit mine Festungstid“ und „Mit mine Stromtid“ ließen immer mehr Menschen auf den Klang seines Namens lauschen, und als er in Eisenach, wohin er inzwischen übergesiedelt war, den dritten Band der „Stromtid“ herausgebracht, hatte sich sein Name und sein Schaffen durchgesetzt. Niemand verkannte mehr die hohe kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Dichtungen, die ein lebendiges Bild medienburgischen Volkslebens zeichnen. Seine weiteren Arbeiten, unter ihnen „Dorchlächting“, reichen an diese nicht mehr heran. Er schrieb nur noch wenig, und nach einer Reise in die Heimat starb er am 12. Juli 1874 an einem Herzleiden. Mit ihm verlor Deutschland einen seiner größten Humoristen, der auch der schlimmsten Zeit seines Lebens noch einige Lichtblicke abzugewinnen wußte. *Wie Niem.*

Eine Uhr, die der ganzen Welt die Zeit verkündet. Die Uhren zeigen den hundertsten Teil einer Sekunde genau, nicht allein den gesamten Vereinigten Staaten an, sondern auch anderen Ländern und Schiffen auf hoher See durch Radio zweimal täglich von der Marinestation zu Arlington, Virginia.

Das neue Studentenheim des Provinzialvereins Berlin des vaterländischen Frauenvereins. Ein neues Betätigungsfeld der Studentenfürsorge bildet das kürzlich eingeweihte Studentenheim in der Sebastianstraße, dem ehemaligen Melancthonhaus. Es bietet Platz für 40 Studenten, die dort billige Unterkunft und Verpflegung finden.

Die Zimmer sind freundlich eingerichtet und die Küche liefert ausreichende Mahlzeiten gegen geringes Entgelt.

Allerlei.

Das Bild Karls XII. Zu den Absonderlichkeiten Karls XII., der zweifellos einer der bedeutendsten Herrscher Schwedens war, gehörte auch die Abneigung, sich porträtieren zu lassen, obwohl mancher Zeitgenosse gern ein Bild des verwegenen Mannes besessen hätte. Als der König daher auf seiner tollen Flucht aus der türkischen Gefangenschaft in Bender bei seiner Schwester Ulrike in Vadstena in Ostgotland Einkehr hielt, faßte diese den Entschluß, ihn malen zu lassen. Aber als man den Hofmaler Krafft nach Lunden, dem Aufenthaltsort des Königs, sandte, wurde er mit Hohn und Spott überhäuft und von ihm verlangt, das Lieblingspferd des Königs zu malen. Krafft gehorchte; aber bei den häufigen Besuchen des Königs prägte er sich dessen Bild so ein, daß er ihn aus dem Kopf zu skizzieren vermochte. Als der König dahinter kam, nahm er jedoch die Sache sehr übel und zerschchnitt das Bild im Horn mit feinem Federmesser. Indessen gelang es Krafft, die Stücke zu retten und sie in Stockholm wieder zusammenzusetzen.

Schlagfertig. Vater: „Ihnen meine Tochter? Mein Herr, Sie sind der letzte, dem ich meine Tochter gebe.“ — Herr: „Ich verlange ja auch nicht, daß Sie Ihre Tochter nach mir noch einem andern geben sollen.“

Gemeinnütziges.

Der Eigeninn der Kinder wird sehr oft durch das Reden gefördert. Es gibt unverständige Kinderwärtinnen, die sogar dem hungrigen Kinde scherzenderweise die Flasche vorhalten, um sie beim Zugreifen fortzuziehen, die Lederbissen vor den

Augen des Kindes tanzen lassen und so die Begehrlichkeit aufs höchste steigern. Es ist klar, wie verwerflich ein solches Beginnen ist, das erst Aufmerksamkeiten erweckt, die später bestraft werden.

Am Tabakgeruch aus einem Zimmer zu entfernen, in dem viel geraucht wurde, stellt man über Nacht ein großes Gefäß mit kaltem Wasser auf und nimmt alle Ascheneeste sorgfältig hinaus. Das Wasser saugt den Geruch vollständig ein und die Luft wird am nächsten Morgen ganz rein sein.

Die Zimmertanne (Araucaria) nimmt über Sommer gern den Aufenthalt im Garten an, und kräftigt sich dort sehr, wenn sie im Halbschatten stehen kann. Vollsonne ist ihr nachteilig.

Bei rheumatischen Schmerzen hat sich Saubedeltee vielfach als Hausmittel sehr gut bewährt. Von der zerschnittenen Wurzel nimmt man so viel, wie man mit drei Fingern fassen kann, und kocht diese Menge mit 1½ Tassentöpfen voll Wasser auf. Die Abkochung bleibt etwa 5 Minuten lang stehen, dann wird die Flüssigkeit abgepreßt und warm getrunken. Man trinkt täglich zweimal eine Tasse dieses Tees.



Originelle Auskunft.

Bauerin: „No, was macht denn die Katze, die nach Oberleitlen verheiratet is?“
Bauer: „Mei! — soweit gehk's ihr ganz gut — sie plärrt halt no a wenigel nach der Maatta — halt so wie's Kalberl, wann's von der Kuh wegstimmt!“

Denksteinrätsel.

A	A	A						
A	A	A						
A	B	B	C	D	D	D		
E	E	E	E	E	E	E		
E	E	E	E	E	E	E		
F	F	F	G					
H	H	H	I	I				
I	I	L	L	L	L	L		
L	M	M	M	M	N	N	N	N
N	N	N	N	O	R	R	R	R
S	S	S	S	T	T	U	U	W

Nach Ordnen der Buchstaben bezeichnen die Querreihen: Ein einer Vögel, ein Futtermittel, einen Gebirgspass, Südfrüchte, ein Gewässer, einen N. thüring. Fluß, eine türk. Stadt, ein Gefäß, ein Saiteninstrument, ein Statuettentier, eine frühere deutsche Residenzstadt.
Die mittlere Senkrechte ergibt den Namen eines Komponisten. *F. a. d.*

A	A	A	A
A	A	D	E
G			G
I	K	L	L
L			M
O	O	R	R
R			S

Rätsel.
Nach Ordnen der Buchstaben bedeuten die Senkrechten:
1. Edelstein,
2. Halbedelstein;
die Sprossen:
1. Schriftsteller,
2. russische Stadt,
3. sagenhafter Berg.
R. Knobel.

Anagramm.
Dem Spieler bin ich stets willkommen,
Halt du den Kopf mit abgenommen,
Bin ich, der ich nun überlebe,
Ein Teil von deinem eignen Leibe.
Julius Falda.

Kombinationsaufgabe.
az — ga — eh — ur — ll — ro — rg — an — eh
di — wa — bn — sa — it.

Aus den gegebenen Doppelselbst sind sieben vierlaute Wörter von bekannter Definition zu bilden und dieselben derart untereinander zu setzen, daß die Anfangs- und Endlaute je eine Stadt in Böhmen nennen. *Suggenberger.*

Auflösung der Scharade in voriger Nummer:
Goldregen.

Alle Rechte vorbehalten.
Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.